

„Meine Ohnmacht“

Ivan Illich, „gemeiner“ Denker und Kritiker der gedankenlosen Selbstverständlichkeiten der Moderne, wurde – der Medizin zum Trotz – 76 Jahre alt. Seit 1992 lebte der Weltbürger in Bremen

Vermutlich ist er der weltweit bekannteste Bremer: Der Privatgelehrte Ivan Illich ist am Montag im Alter von 76 Jahren gestorben. So weit hätte es eigentlich gar nicht kommen dürfen: Die Ärzte hatten ihm schon 1983 gerade noch fünf Jahre gegeben – und das nur unter der Bedingung, dass er sich ihrer radikalen Krebs-Therapie unterwerfen würde. Das hat er nicht getan. Denn Ivan Illich hatte schon 1976 in seinem Buch „Nemesis der Medizin“ klargestellt, dass Medizin für ihn nur eine der Institutionen ist, die den Menschen von der Technik abhängig machen. Seitdem nahm Illich Opium, wohl dosiert, und er hatte auch keine Scheu, dies öffentlich zu sagen. Illich, ein Weltbürger, der in Florenz und Rom studierte, zum Priester geweiht worden war, wurde nach einem Konflikt mit Rom in Mexiko „laisiert“, ist aber Mitglied der „einen, heiligen, katholischen Kirche“ geblieben.

Nach Professuren in Ponte (Puerto Rico), Princeton, Pennsylvania, Kassel und Marburg hielt er in Bremen Universität bis zuletzt Gastvorlesungen über „Askese“. Für den kommenden Januar hatte er sich ein Blockseminar über Bildungspolitik vorgenommen. Über die Institution Schule hatte Illich bereits 1970 publiziert.

Seit 1992 hatte der 1926 in Wien geborene „gemeine“ Denker seinen Lebensmittelpunkt in Bremen. Hier verfolgte er auch eine „gemeine“ Idee: Mitten auf dem Rembertikreisel, dem von täglich 40.000 Blechkarossen umkreisten Reservat des Wildwuchses, wollte Illich eine „Freie Universität Remberti“ entstehen lassen. Aus den umliegenden Straßen kamen damals Jung und Alt, um auf Wolldecken und Klappstühlen über die Symbolhaftigkeit dieser Stadtplanungsrüine und andere Modernisierungsprojekte zu reden. Für Illich war das wilde Stück Niemandsland eine intellektuelle Herausforderung. Seine Philosophie: „Zementmauern kann man nur mit Wurzeln sprengen“.

In den 60er Jahren hatte der Fortschrittswahn am Kreisel ein Wohnquartier niedergedrückt. Il-



Illich (r.) mit seinem Weggefährten Freimut Duve, 1998 FOTO: N. WOLFF

lich hätte hier gern ein „Sindbad“, ein Cafe für Geschichtenerzähler, gehabt. „Gemein“ ist für Illich das, was im ursprünglichen Wortsinn „allgemein“ ist. Dass die Fortschrittmacher der Moderne das „Gemeine“ als niedrig empfanden und diese Sicht auch sprachpolitisch durchsetzen konnten, verwies für Illich auch darauf,

dass der Machtapparat sich gerne der Sprache bedient: „In den prä-industriellen Gesellschaften konnte die politische Macht nur einen lebens-unnötigen Überschuss an Lebenskraft kontrollieren“, schrieb Illich in seinem Buch „Selbstbegrenzung“ (Tools

of Conviviality). Die Enteignung ursprünglicher „gemeiner“ Fähigkeiten zum Nutzen lukrativer mittelständischer Berufe führe dazu, dass der fortgeschrittene Mensch abhängig wird von deren Prothesen – das ist der rote Faden seiner intelligenten Polemik gegen die gedankenlosen „Selbstverständlichkeiten der Moderne“: Schule, Fortschritt, Expensensysteme...

Die Entwicklungshilfe („Wie im Westen, so auf Erden“), die er vor allem in Lateinamerika hautnah studierte, ist für Illich nur der erfolgreiche Versuch, „aus einfachen Leuten Bedürftige“ zu machen: „Im Namen der Bedürfnis-

se konnten die Entwicklungsmanager ganze Kulturen zerstören.“ Als der weltweit renommierte Philosoph zum 20-jährigen Bestehen der Bremer Universität zur Festrede geladen wurde, brüskierte er die Drittmitteljäger mit einem spannenden Vortrag: Wenn Wissenschaft nur das „Austüfteln von Machbarem“ sei, käuflich wie die „Forschung des Bezahlbaren“, dann habe sie den Anspruch auf Ansehen und Vertrauen verloren, hielt Illich der Festgemeinde in der Oberen Rathaushalle vor. Er empfahl der Universität „Bildung“ und eben „Askese“ als den Weg, die eigene Sinnlichkeit und Vorstellungskraft zu verfeinern. Wie man ahnt – vergeblich.

Genauso vergeblich hatte Illich schon 1991 mit Henning Scherf in der Rathaushalle über die Institutionalisierung von Bildung geredet. „So wenig Schule wie möglich“, ist Illichs These („Entschulung der Gesellschaft“, 1972), denn für ihn werden in der Schule die Schüler nur geschult, Verfahren und Inhalte miteinander zu verwechseln. In der Konfrontation mit Illich verteidigte der damalige Bildungsminister Scherf – so schrieb die taz – „die (sozialdemokratische) Schulwelt als Wille und Vorstellung, eine vernagelte Welt, abgedichtet mit den Scheuklappen des Quasi-Nachdenkens und des Quasi-Dialogs.“

Kritik an den Gedankenlosigkeit der Moderne ist nicht erfolgreich, im Gegenteil: Sie reproduziert immer wieder eine Lage der Ohnmacht. Illich wusste das. „Es gibt nur eine Antwort auf das moderne Medizinsystem: Nein, danke!“, hatte Illich 1990 im taz-Interview erklärt. „Ich anerkenne meine Ohnmacht, erlebe sie tief. Aber Verzicht ist möglich. Verzicht, der bewusst, kritisch, diszipliniert eingeübt wird, und für den es einmal einen Namen gab: Askese.“ Damit meinte er nicht das „Nein danke zu Wein, Wein, Gesang und Wohlgerüchen“, sondern „ein ‚Danke, nein‘ zu den Selbstverständlichkeiten, auf denen unsere Gesellschaft aufgebaut ist.“

KLAUS WOLSCHNER

Siehe auch Seite 6

Kein Nachschwätzer

Ivan Illich war ein weltberühmter Pädagoge. Nachruf auf einen liebenswürdigen Selbstdenker und Weltveränderer

Ivan Illich ist gestorben. Als ich zuletzt sah, es ist einige Jahre her, hatte er ein Geschwulst im Gesicht, 80 groß wie ein Hühnerei. Er kam nicht auf Idee, es sich wegoperieren zu lassen. Leben war für ihn nie ohne Schatten. Leidenschaft konnte er sich ohne Leiden nicht vorstellen. Ivan Illich war treu, verlässlich, ein Menschensammler. Er war einer der geistigen Aristokraten, eine Spezies, die wenig Nachwuchs hat. Was an ihnen so fasziniert ist ja, dass man nicht fragt, was sie sind, sondern wer sie sind.

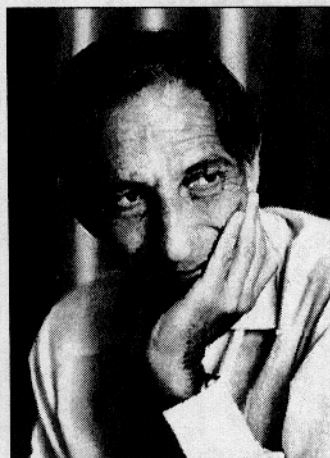
Geboren am 5. September 1926, aufgewachsen in Wien. Der Vater war Katholik, die Mutter Jüdin, die sich evangelisch taufen ließ. Er studierte zuerst Chemie, dann Philosophie und Theologie am Collegium Romanum, der päpstlichen Lehranstalt. Alle Abschlüsse bestand er summa cum laude. 1950 wurde er zum Priester geweiht.

Der 25-jährige wird nach Princeton und Harvard eingeladen, und gibt seine akademischen Pläne abrupt auf, als er in New York mit dem Elend der Puertoricaner konfrontiert wird. Ivan Illich wirft, wie mehrfach in seinem Leben alles um, arbeitet als Armenpriester in Manhattans Upper West Side. Er will eben kein Christusepigon sein, kein gesalbter Nachschwätzer. Seine Passion wird mehr und mehr, die Welt ändern zu müssen.

Nach wenigen Jahren als Priester in den Slums wird er Vizekanzler der katholischen Universität Santa Maria in Puerto Rico. Man nennt ihn bald den Rousseau Lateinamerikas. 1960 gründet Illich seine eigene „Denkerei“, wie er sie nannte, aus der später das internationale Forschungszentrum Cidoc in Cuernavaca, Mexiko, wird. In dieser Zeit wurde er als Bildungskritiker weltberühmt, etwa mit dem Buch „Schulen helfen nicht“, doch ist er nicht bei diesem Thema stecken geblieben. Nach zehn Jahren löst er seine Denkerei auf, weil er ahnte, dass man die unvergleichbare Aura dieses Ortes

nicht auf Dauer erhalten kann. Institutionen verklumpen.

Inzwischen hatte er alle priesterlichen Würden abgelegt, entwirft eine Kritik am Schulsystem und später an der modernen Medizin. Die Schule sei zu einer der mächtigsten Fesseln menschlicher Intelligenz und Freiheit und die Medizin zur Hauptgefahr für die Gesundheit geworden. Der Verkehr rase in den finalen Stau. Seine Gegenvorschläge hießen Selbstbegrenzung und die Kultivierung einer „konvivialen Technik“. In den 70er-Jahren war er einer der meist beachteten Kritiker von Technik und Bildung. Er prophezeite schon das Ende des Industriezeitalters, als erst weni-



Ivan Illich FOTO: TAZ-ARCHIV

ge Nachrufe auf diese Epoche gehalten wurden.

In den vergangenen Jahren ist es leise um ihn geworden. Er zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück und übernahm Gastprofessuren vor allem in Bremen, wo er schließlich eingebürgert wurde. In einer Villa in Bremens Ostertorviertel, die er mit Freunden bewohnte, gab es berühmte Spagettiessen, Hausmusik und vor allem Gespräche. In der Hausbibliothek liegt das Exemplar einer Festschrift, die seine Freunde für ihn vor 11 Jahren zum 65. Geburtstag geschrieben haben. Sie ist gedruckt, aber es gibt nur ein einziges Exemplar.

REINHARD KAHL

TAZ, 4-12-02